

**BASTIAN BERBNER**

**GESCHICHTEN  
GEGEN DEN HASS**

Von  
Menschen, die  
ihre Vorurteile  
überwinden

**C·H·Beck**

friedlicheren Miteinander. Allerdings, warnt Allport, gebe es eine Art von Kontakt, für die das nicht gelte, die Vorurteile nicht reduziere, sondern sogar verstärke. Dann nämlich, wenn der Kontakt so oberflächlich sei, dass er ein Vorurteil zwar wachrufe, es aber nicht angreifen könne. Der Neonazi Sven Krüger wäre ein gutes Beispiel gewesen.

Als Krüger in Namibia im Vorbeifahren Menschen im Staub sitzen oder an Mofas lehnen sah, schloss er daraus, sie seien faul. Sein Vorurteil wurde wachgerufen. Hätte er angehalten, hätte er vielleicht gesehen, dass viele der Frauen, die dort saßen, neben sich kleine Tücher auf dem Boden ausgebreitet hatten, auf denen einige Mangos lagen oder Bananen. Hätte er mit den Frauen gesprochen, hätten sie ihm vielleicht gesagt, dass sie die Früchte im Garten geerntet hätten und jetzt verkauften. Hätte er mit den Männern gesprochen, die an ihren Mofas lehnten, hätten sie ihm vielleicht gesagt, dass sie Taxifahrer seien und auf Kundschaft warteten. Vielleicht hätten sie ihm auch etwas ganz anderes erzählt, wer weiß, aber Sven Krüger gab ihnen keine Gelegenheit, sein Vorurteil zu korrigieren. Er fuhr ja nur an ihnen vorbei.

Oder, ein weiteres Beispiel: die Töchter von Christa und Harald Hermes. Ihre Eltern erinnern sich, je enger sie sich mit ihren serbischen Nachbarn anfreundeten, desto eindringlicher warnten ihre Töchter: Lasst euch von denen nicht ausnutzen! Selbst kennenlernen wollten sie die Nachbarn nicht. Ihr Vater hatte immer Vorsicht vor Zigeunern angemahnt, und das nahmen sie sich zu Herzen, selbst als der längst seine Meinung gegenüber den Nachbarn geändert hatte. Auf eine oberflächliche Weise war diese Roma-Familie in das Leben der Töchter getreten, sie waren präsent als vorbeihuschende Gesichter im Treppenhaus, als Figuren in den Erzählungen der Eltern. Aber das reichte nicht, um ihr Vorurteil aufzubrechen. Gordon Allport hätte diesen Kontakt «touristisch» genannt.

Laut Allport muss der Kontakt intensiver sein. Außerdem identifizierte er vier Bedingungen, die erfüllt sein sollten, damit Kontakt funktioniert: Beide Gesprächspartner sollten gleichrangig sein (Soldaten, Nachbarn). Ein gemeinsames Ziel haben (den Feind töten, gute Nachbarschaft). Daran gemeinsam arbeiten (nebeneinander im Schützengraben liegen, gemeinsam Wäsche aufhängen). Der Kontakt sollte von oben gutgeheißen werden (Kommandeur, Zeitgeist).

Allport veröffentlichte sein Buch in einer Zeit, in der sich Amerika wandelte. Die Bürgerrechtsbewegung forderte ein Ende der Rassentrennung, und wer ein wissenschaftliches Argument dafür suchte, fand es in der Kontakthypothese. Schrittweise öffnete sich die amerikanische Gesellschaft für Schwarze: Hotels, Restaurants, Busse, Schulen, die Armee. Aber als dieser Prozess abgeschlossen war, verschwanden Allports Gedanken wieder aus dem Alltag und waren nur noch

in psychologischen Fachgesprächen zu finden.

In der Wissenschaft inspirierte Allport über die Jahrzehnte hunderte Folgestudien. Forscher aus Dutzenden Ländern testeten rassistische, sexistische, politische und religiöse Vorurteile. Sie machten Experimente im Labor und im Feld, wie Psychologen die reale Welt nennen. Sie wendeten mathematische Methoden an, die Allport noch nicht gekannt hatte. Sie vergrößerten die Stichproben und machten ihre Ergebnisse damit so aussagekräftig, dass Allports Zahlen zu anekdotischem Schnickschnack schrumpften. So vielfältig und unübersichtlich wurde die Fachliteratur, dass im Jahr 2006 zwei Sozialpsychologen die Ergebnisse von mehr als fünfhundert Studien in eine Formel bündelten und in einer sogenannten Metastudie, einer Studie über Studien, eine Summe zogen.[10]

Sie stellten fest: Allport hatte recht. Er hatte sogar umfassender recht, als er selbst gedacht hatte. Kontakt funktioniert auch, wenn seine vier Bedingungen nicht erfüllt sind. Aus der Hypothese war eine Theorie geworden, bis auf weiteres wissenschaftlicher Konsens. Nur bekamen das außer den Fachleuten wenige Menschen mit.

Als ich vor drei Jahren auf Allports Arbeit stieß, war ich elektrisiert und bin es noch heute. Ist das nicht genau die Arznei, die das Land gerade braucht? Die Fliehkräfte, die an der deutschen Gesellschaft zerren, sind doch zu einem großen Teil mit Vorurteilen zu erklären. Vor Flüchtlingen fürchten sich ja vor allem jene, die keine kennen. Pegida mobilisiert gegen den Islam dort, wo es kaum Muslime gibt – in Sachsen. Und AfD-Wähler werden vor allem von jenen als Nazis beschimpft, die noch nie mit einem gesprochen haben.

Als ich einmal bei einer Demonstration des Leipziger Pegida-Ablegers einen Mann ansprach, der eine riesige Deutschland-Flagge schwenkte, sagte er, mit der Lügenpresse rede er nicht. Wir kamen dann doch ins Gespräch und es stellte sich heraus, dass er noch nie mit einem Journalisten gesprochen hatte. Wir redeten eine halbe Stunde lang, am Ende gab er mir die Hand und sagte, wir lägen zwar politisch weit auseinander, aber das Gespräch habe er gut gefunden.

Immer wieder treffe ich bei Recherchen Menschen, die aus der Distanz verurteilen. Die Flüchtlingsfreunde zu Umvolkern erklären, Flüchtlings skeptiker zu Nazis und Muslime zu Terroristen, ohne je mit einem Mitglied dieser Gruppen gesprochen zu haben. Um nicht missverstanden zu werden: Einige Muslime mögen Terroristen sein, einige AfD-Wähler Nazis, einige Journalisten Lügner, aber zum Glück längst nicht alle, wahrscheinlich sogar sogar ziemlich wenige.

Wer eine ganze Gruppe nach ihren extremsten, ihren gefährlichsten Mitgliedern

definiert, der führt eine Gesellschaft in den Abgrund. Der kreiert eine von Vorurteilen vernebelte Welt, die nur noch von schemenhaften Fratzen bevölkert ist, von Terroristen und Extremisten, von Kriminellen und Nazis, von Lügnern und Betrügern. Kein Wunder, dass es da viele mit der Angst zu tun bekommen.

Mich erinnert das an Landkarten aus dem Mittelalter. Damals malten Kartographen manchmal Seeungeheuer ins Meer. Ich stelle mir vor, wie ein Mönch in der Schreibstube irgendeines Klosters, weit weg vom Ort, den er gerade illustrieren will, bar jeder verlässlichen Information, seine Federspitze in Tinte tunkt und mit großer Überzeugung riesige Schlangen malt, Monster mit Löwengesichtern, vielarmige Wesen mit blitzenden Zähnen. Er nimmt einfach mal das Schlimmste an. Unsere politische Debatte ist voller Seeungeheuer.

Von einem mittelalterlichen Mönch zu fordern, er hätte jedes Mal seine Klosterstube verlassen, an die Küste reisen und ein Schiff besteigen müssen, wäre viel verlangt gewesen. Heute haben wir es zum Glück einfacher. Mit einem Flüchtling, einer AfD-Wählerin, einem Journalisten oder sonst jemandem zu sprechen, den man nicht mag, ist sehr leicht. Theoretisch.

Wohin es führen kann, wenn zu viele Menschen das trotzdem nicht tun, können wir gerade an vielen Orten sehen. Für eine ZEIT-Reportage besuchte ich zum Beispiel einige Male das Dorf McConnellsburg im US-Bundesstaat Pennsylvania. Es zählt tausend Einwohner, zwei Ampeln, elf Kirchen und einen gut frequentierten Waffenladen. Die Menschen hier sind Milchbauern und Hausfrauen, Lastwagenfahrer und Kfz-Mechaniker, stolze Arbeiter und stolzgekränkte Arbeitslose. 84 Prozent haben bei der Präsidentschaftswahl 2016 für Trump gestimmt. Als ich einige Tage später meinen Wagen vor Johnnie's Diner parke, einem Schnellrestaurant, durch dessen Fenster ich rote Plastiksitze und grelles Neonlicht sehe, fühle ich mich, als sei ich in einen schlechten Film geraten. Am Tresen sitzt ein dicker Mann mit Basecap und sagt: «Wenn du Hillary-Wähler suchst, die gibt es hier nicht. Und wenn doch, dann würden sie es nicht zugeben.»

Die Menschen in Johnnie's Diner erzählen mir von den großen Gefahren für ihr Amerika: die illegalen Einwanderer, die liberalen Städter und die Schwarzen. Es ist seltsam, ich verbringe einige Tage in McConnellsburg und sehe keinen einzigen schwarzen Menschen. 97 Prozent der Einwohner sind weiß. Auch Städter verirren sich selten hierher. Illegale Einwanderer gibt es kaum. Die Leute in Johnnie's Diner haben Angst vor Menschen, die sie nicht kennen. In ihrem Kopf haben sie Ungeheuer erschaffen.

Einige Tage später, in New York, treffe ich die andere Seite. Menschen, die Trump-Wähler, von denen ich hier keine finden kann, ganz selbstverständlich als Faschisten, Rassisten oder Nazis bezeichnen. Wenn ich frage, wie viele Trump-Wähler sie persönlich kennen, sagen viele: keinen Einzigen. Wo ist da der

Unterschied zu den Menschen im Diner, außer dass sich die Vorzeichen umgekehrt haben? Auch sie haben Ungeheuer erschaffen.

Hier wie da herrscht eine Atmosphäre der Einschüchterung, des Gruppenzwangs, wie nur große Homogenität sie auslösen kann. Studien belegen, dass Amerikaner, die umziehen, heute stärker darauf achten, dass sie sich in Gegenden niederlassen, wo die Bewohner ihre politischen Meinungen teilen.[11] Das Land segregiert sich selbst. Wie früher, nur dass die Trennung nicht mehr in erster Linie zwischen Schwarzen und Weißen verläuft (obwohl es diese Trennung noch immer gibt), sondern zwischen den politischen Lagern. Wie damals sprießen in diesen homogenen Milieus die Vorurteile gegenüber den Anderen.

33 Prozent der Demokraten und 40 Prozent der Republikaner sagen in einer Umfrage, es würde sie stören, wenn ihr Kind ein Mitglied der anderen Partei heiraten würde. 1960 waren es gerade mal fünf Prozent.[12] Die politisch Engagiertesten auf beiden Seiten sehen die jeweils anderen nicht nur als «im Unrecht», sondern als «so fehlgeleitet, dass sie das Wohl der Nation gefährden». Die Soziologin Arlie Russell Hochschild schreibt in ihrem Buch *Strangers In Their Own Land*: «Weil wir uns nicht mehr kennen, ist es so einfach, sich in Abscheu und Verachtung einzurichten.»[13] Sie hätte noch hinzufügen können: «Weil wir uns in Abscheu und Verachtung einrichten, lernen wir uns nicht mehr kennen.» Denn der Mechanismus wirkt in beide Richtungen, aus Distanz folgen Vorurteile und aus Vorurteilen folgt Distanz. Diese Eskalationsspirale hat die USA zu einer Angst- und-Hass-Gesellschaft werden lassen.

Die Versuchung ist groß, zu sagen: Amerika ist weit weg, hier in Europa, in Deutschland ist es nicht so schlimm. Aber vielleicht wäre es richtiger zu sagen: noch nicht. Wir können dieselben Phänomene ja auch hier beobachten. Die Ausländerfeindlichkeit ist dort am größten, wo es keine Ausländer gibt. Die Islamfeindlichkeit dort, wo es keine Muslime gibt. Der Hass gegen Wähler rechtspopulistischer Parteien dort, wo es sehr wenige von ihnen gibt – in den Metropolen. Es sind die Abwesenden, die Ängste auslösen und Hass auf sich ziehen.

Mich lässt das verzweifeln – wir wissen, dass Vorurteile ein Problem sind. Wir wissen, dass sie durch Kontakt zwischen jenen, die sich vorverurteilen, reduziert werden. Wir wissen, dass eine Gesellschaft dadurch friedlicher wird. Und trotzdem lassen wir zu, dass dieser Kontakt zur Ausnahme wird.

Als Sven Krüger aus Namibia zurückkam, zog er sich wieder zurück in seine Blase. Freunde Nazis. Nachbarn Nazis. Mitarbeiter Nazis. Als er aus dem Gefängnis kam, machte er es genauso. Thomas Wahnig, Haruendo und den Palästinenser sah er nie wieder. Krüger sagt, er mache das bewusst. Er vermeidet den Kontakt zu

denen, die er hassen will. Nähe führe zu Verständnis, sagt er. Deswegen gebe es in großen Städten so viel davon. Dort gingen die Menschen zu ihrem «Gemüsetürken», der ihnen freundlich ihre Avocados verkaufe, und irgendwann würden sie gefragt: «Hast du was gegen Ausländer?», und sie sagten: «Nein, ich kenne ja ganz viele.» Deswegen halte er bewusst Distanz. Sein Gemüsemann sei kein Türke, sondern Deutscher. Um hassen zu können, trickst er seine Empathie aus, seine Menschlichkeit.

Die Gesellschaft macht es ihm sehr leicht. Dabei müsste sie genau das Gegenteil tun. Anstatt die amerikanischen Fehler zu wiederholen, müsste sie, müssten wir die magischen Momente, die das Ehepaar Hermes, der Bauer Gerold Huber, die weißen Soldaten vor Remagen und auch Sven Krüger zufällig erlebt haben, institutionalisieren, sie gezielt herbeiführen. Wir müssten die Gesellschaft so organisieren, dass sich Rechte und Linke, Arme und Reiche, Homo- und Heterosexuelle, junge Migrantinnen und alte weiße Männer begegnen, sodass die Gesellschaft zusammenwächst, wo sie heute auseinanderstrebt.

Am Anfang dachte ich: Das kann nicht funktionieren. Wer soll das durchsetzen und wie? Aber dann stieß ich bei meiner Arbeit, zunächst zufällig, auf Orte, an denen das gelungen war. Und irgendwann fing ich an, gezielt nach ihnen zu suchen – und wieder habe ich welche gefunden.

Einige dieser Orte sind winzig klein, andere liegen auf fernen Kontinenten oder in der Vergangenheit. An einigen reichte ein kosmetischer politischer Eingriff, um Kontakt zu institutionalisieren, an anderen brauchte es ein radikales staatliches Programm, das hunderttausende Leben änderte. In einem Fall litten Beamte, in einem anderen Fall Terroristen, beide Male profitierte die ganze Gesellschaft.

In den folgenden Kapiteln reisen wir an diese Orte. So unterschiedlich die Menschen dort sein mögen, eines haben sie gemeinsam: Sie geben sich nicht damit zufrieden, Ungeheuer zu malen. Sie wählen den unbequemen, den interessanten Weg. Sie konfrontieren ihre Ängste und überraschen sich selbst. Dabei werden wir ihnen zuschauen. Aber vorher müssen wir noch einen kurzen, wichtigen Umweg gehen durch einen syrischen Folterkeller.

## Fußnoten

- \*1 Als ich Rosi und Robert später für dieses Buch interviewte, bitten sie mich, ihren Familiennamen nicht zu nennen. Sie haben eine schlechte Erfahrung mit Presseöffentlichkeit gemacht und wollen sich und ihre Kinder schützen.